

Peter Gerlach: Zeitschriftenforschung. Probleme und Lösungsansätze dargestellt am Beispiel Journalism Quarterly (1964-1983).- Wiesbaden: Otto Harrassowitz 1988 (= Buchwissenschaftliche Beiträge, Bd. 23), 149 S., DM 48,-

Gerlach geht methodisch ambitioniert an die Untersuchung von 20 Jahren "Journalism Quarterly" heran: mit Feld-, Themen- und Kommunikatoranalyse; hält allerdings die Anlage der Studie viel zu schmal. Die Ergebnisse hätten auf jeden Fall qualitativ am Material verfolgt und vertieft werden müssen. Solches Vorgehen wäre lohnend gewesen, weil gerade die Diskussion der bestimmenden Themen des untersuchten Zeitraumes wichtige Rückschlüsse auf die Gründe für konkrete Schwerpunktsetzungen erlaubt hätte. Warum sich Themenverschiebungen ergeben haben? Worin liegt der Grund für die Dominanz medienanalytischer Beiträge in der Zeitschrift? Wieso hat sich das Schwergewicht der Kommunikatorforschung, seit der Gründung der Zeitschrift über Jahrzehnte hindurch zentrales Forschungsgebiet, so deutlich verlagert? Fragen wie diese bleiben leider unbeantwortet. Nur knapp wird das Ergebnis kommentiert: Medienanalyse, Wirkungsforschung, Geschichte/Biographie, Rezipienten- und Kommunikatorforschung rangieren in dieser Reihenfolge auf den ersten Plätzen. Kommunikationswissenschaftliche Zeitschriftenforschung fand im untersuchten Zeitraum dagegen kaum statt, wie auch Zeitschriftenforschung allgemein (der tatsächlichen Bedeutung des Mediums nicht entsprechend) unterrepräsentiert bleibt.

Für seine Kommunikatorstudie befragte Gerlach 40 US-Fachwissenschaftler, die während des Untersuchungszeitraums einschlägige Beiträge für "Journalism Quarterly" verfaßt hatten. 32 beantworteten den Fragebogen (dem aparterweise ein Dollarschein beigelegt war). Das Durchschnittsalter der Befragten beträgt 48 Jahre; sie besitzen erhebliche Reputation im Fach und lesen - interessantes Detail am Rande - relativ selten Zeitschriften und nur unregelmäßig kommunikationswissenschaftliche Periodika. Das mag mehrere Gründe haben. Gerlach stellt in seiner Einleitung die (unbewiesene) Behauptung auf, es gebe so wenig Literatur zur Zeitschriftenforschung, weil Untersuchungen über dieses Medium nicht eben karrierefördernd seien. Bestätigt der Befund wissenschaftlicher Lesefaulheit am Ende diese Behauptung auf ganz anderer Ebene? Steigen die Karrierechancen dann mit der praktischen oder theoretischen Mißachtung der Zeitschrift? Oder liegt es bloß am Streß der Wissenschaftsmanager, frei nach dem Gelehrtenmotto: 'Das bißchen, was ich lese, schreibe ich mir selbst!' - Aber im Ernst: Ein Problem dieser Arbeit liegt darin, daß zwar vieles angetippt, aber nur selten weiterverfolgt wird. Da der empirische Hauptteil mit etwas über 80 Seiten Umfang (inklusive Tabellen und der detaillierten Beschreibung der einzelnen Forschungsschritte) auskommen muß, kann Gerlach jene für profunde Interpretation der Ergebnisse notwendige Tiefe nicht erreichen. Ohne qualitative Ansätze bleiben die Ergebnisse jedoch dünn. Die Arbeit der Interpretation läßt sich auch nicht so recht an den Leser delegieren; denn sie ist nur unmittelbar am Material sinnvoll.

Der Autor hat im Untertitel "Lösungsansätze" für Zeitschriftenforschung angekündigt. Es mag wohl assoziativ die eine oder andere Idee

mitgeliefert werden. Neue Wege weist der Band aber nicht. Was bleibt, ist Verwirrung. Eine Verwirrung, die sich nach den 33 Seiten, die Gerlach definitorischen und forschersischen Defiziten widmet, nicht lösen will. Dazu trägt der unglückliche Titel des Bändchens bei, der mehr verspricht, als es wirklich halten kann. Doch die Kluft zwischen den formulierten Ambitionen und der tatsächlichen Untersuchung ist symptomatisch. Eine Reduktion der vielen Forschungsfragen auf einige wenige Aspekte, die dafür aber ausführlicher und eventuell auch im Vergleich zur bundesdeutschen Zeitschriftenforschung behandelt hätten werden müssen, wäre besser gewesen. In früheren amerikanischen Untersuchungen waren die Themenschwerpunkte von den zwanziger bis in die sechziger Jahre erfaßt worden. Gerlach hätte sich daran anschließen können und damit Vergleiche über mehr als sechzig Jahre "Journalism Quarterly" und damit über 60 Jahre amerikanischer Kommunikationsforschung ermöglicht. Aber selbst ein solches Projekt überfordert einen einzelnen Forscher, Teamarbeit wäre notwendig. Es ist zu hoffen, daß der Autor diesen Vorarbeiten eine umfassendere qualitative Untersuchung nachschickt. Die vorgelegten Ergebnisse hätte er jedenfalls besser in einem größeren Aufsatz verarbeitet, für ein Buch reichen sie nicht.

Hannes Haas